

Josefine Rieks
Der Naturbursche

Roman

XS-Verlag

1. Auflage 2022

© XS-Verlag, Berlin 2022

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert, verarbeitet oder verbreitet werden.

Satz und Layout: Silberstein Produktion

Umschlagentwurf: Jenny Dam, unter Verwendung der Farblithographie *Lichtgebet* (1913) von Hugo »Fidus« Höppener

Druck: CPI

Printed in Germany

ISBN 978-3-944503-19-6

I

Trotz seiner sehr sichtbaren Männlichkeit war Christian verletzlich. Jedoch nicht in der Weise, wie etwas in sein Gegenteil kippen kann, als hätte es wie ein notwendiges Komplement schon immer wesenseigen unter der Oberfläche versteckt gelegen, sondern auf jene Art, in der alles – Mitgefühl, Rechtschaffenheit und selbst Freundlichkeit – in seiner Übersteigerung fanatisch wird. Christian war also in diesem Sinne Fanatiker: empathisch bis zur Selbstaufgabe, hypersensibel und eben deshalb verletzlich. Und genau das war der Grund, warum er wenig sprach.

Ich lernte ihn vor ungefähr zwanzig Jahren kennen, als ich gerade aus der Hauptstadt zurück ins Ostwestfälische, genauer in das Haus meiner Eltern, gezogen war. Sowohl ihr Tod als auch die Trennung von meiner Frau, seit der ich in Berlin weder glücklich noch produktiv gewesen war, lagen fast ein Jahr zurück – seither hatte das Haus leer gestanden, sporadisch gepflegt von der Nachbarin, die mich das letzte Mal als Zweiundzwanzigjährigen gesehen hatte. Der Umzug hatte sich die ganze Zeit über angeboten, aber vor Ablauf jener Einjahresfrist war es mir nicht möglich gewesen, eine Entscheidung zu treffen. Nicht dass nach ihrem Verstreichen etwas passiert wäre, es gab weder ein Ereignis noch ein zweifelhaftes Zeichen, das ich mit Bedeutung hätte aufladen können – der Schmerz war einfach verblasst, und

diese Tatsache war irgendwann nicht mehr leugbar gewesen. Also hatte ich die vernünftige Entscheidung getroffen, aufs Land zu ziehen, um nach zehn Monaten und sechzehn Tagen – exakt solange hatte meine Misere angedauert, als ich den Audi A4 in die Dorfstraße lenkte und auf das Haus zufuhr – in der ländlichen Abgeschiedenheit endlich wieder zu arbeiten.

Ich war gerade dreißig Jahre alt geworden, ein auch im Ausgang der Neunzigerjahre, dem letzten Jahrzehnt des Pop und der Jugend, für einen Schriftsteller angenehm junges Alter, sodass mein Leben in der Provinz zu fristen ein unangemessenes Vorhaben war; insbesondere, da entsprechend meiner wenigen Lebensjahre der Auszug bei den Eltern, beide zur 68er-Generation gehörend, nicht viel mehr als zehn Jahre zurück lag. Abgesehen von der erwähnten Trennung mochte es aber gerade ihr verhältnismäßig früher Tod gewesen sein, der mich veranlasste, ihre Mantren über Naturverbundenheit, Gesundheit und Ganzheitlichkeit zu überprüfen. Ja, ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, dass diese heidnischen Mythen mir von meinen Eltern seit frühester Kindheit nicht zu sehr eingepflegt worden wären, als dass ich in jener für mich sehr schweren Zeit nicht darauf hätte zurück kommen müssen, und meine Hoffnung, auf dem Land wieder zu neuer Produktivität zu finden, nicht damit in Zusammenhang gestanden hätte.

Die Nachbarin kam mir winkend über den herbstlichen Garten entgegen. Es war gerade die Zeit nach den Anschlägen auf die Zwillingstürme von NYC, und naturgemäß waren sie wochenlang ein beliebtes Gesprächsthema gewesen, allzu

oft gepaart mit einer heimlichen Begeisterung darüber, dass Amerika eins auf den Deckel gekriegt hatte. Vom Auto aus hatte ich nicht erkennen können, wo Anneliese, so war die Nachbarin von mir als Kind ausschließlich mit Vornamen genannt worden, gelauert hatte, um meine Ankunft ab-zupassen, und erschrak ob der zerstörten Aussicht, mich meiner neuen Lebensumgebung sachte genug nähern zu können, um mein zartes Vorhaben, die Vorstellung, in naher Zukunft gestützt von einer beruhigenden, präzisen Routine wieder arbeiten zu können, nicht in Gefahr zu bringen.

»Was?«, rief sie, als der Motor abgeschaltet und die Fenster, die ich wegen der wieder ungewohnt sommerlichen Temperaturen und meiner Abneigung gegen klimatisierte Luft während der Fahrt geöffnet hatte, noch nicht wieder ganz oben waren.

»So'n kleiner Wagen für 'nen ganzen Umzuch?!«

Ich war noch nicht ausgestiegen, als sie schon neben der Fahrertür stand. Eine Frau über Achtzig, die mir bis zu den Schultern reichte, aber, abgesehen von den altersbedingten Verformungen ihres Körpers, rüstig, ja, geradezu penetrant agil erschien und auf dem Weg vom Garten bis zum Holzcarport, das von mir unbekannt, aber grazil anmutenden Pflanzen überrankt war, keinerlei Schwierigkeiten zu Fuß gezeigt hatte.

»Erinnerste dich an mich?!«, rief sie immer noch, obwohl sie bereits direkt vor mir stand. »Aber ich hätt' dich nich' wiedererkannt, muss ich man sagen!«

Dann nahm sie mich, noch bevor ich irgendwie reagieren konnte, in den Arm. Obwohl ich Umarmungen, die in der Hauptstadt inflationär und bedeutungslos geworden waren, verabscheute, merkte ich, dass diese hier anders war, und ich

verlor mich für einen Sekundenbruchteil in dem warmen Kontakt zu einem anderen Körper.

»Freuste dich, wieder hier zu sein, was?«, sagte sie, als ich noch die welke Haut ihrer Unterarme an meinen ebenfalls nackten Armen spürte und noch immer nichts gesagt hatte.

»Das Haus stand ja lang genug leer«, sagte ich.

»Nu', ich dachte immer, wenn einer von euch hier ma' einzieht, dann isses Elke«, antwortete sie, und ich meinte, einen tadelnden Unterton zu hören, den ich schon auf der Beerdigung aus dem Mund verschiedener anderer Nachbarn und Freunde meiner Eltern wahrzunehmen geglaubt hatte. Ich wich einen winzigen Schritt zurück, um die angemessene körperliche Distanz zwischen uns, nicht Tante von nebenan und Bub, sondern zwei Erwachsenen, wiederherzustellen.

»Hier ist die Welt noch in Ordnung, was?«, sagte ich dann und lachte gewinnend.

»Jaja«, sie nickte verträumt und nach einer kurzen Pause.

»Das ist ja man was mit den Amis.«

So hatte ich es nicht gemeint.

»Schrecklich«, sagte ich.

»Das musste ja so komm' ...« Ihr Ausdruck blieb seltsam entrückt, dann fing sie sich und ihre Stimme hatte wieder die gleiche latent zu laute Festigkeit wie zuvor.

»Ich hab's ja nich' im Fernseher gesehn, sondern Lausens Mia hat's mir erzählt. Im Supermarkt. Wo warst du denn, als de davon gehört hast?«

Ich räusperte mich und trat noch einen Schritt zurück, aus Angst, sie könnte ihre Frage noch einmal wiederholen.

»Danke, dass du dich um das Haus gekümmert hast.«

»Nu' lass man«, sagte sie und machte eine wegwerfende

Handbewegung. »Sach mir lieber, wo de gewesen bist.«

Ich zwang mich zu einem Lächeln und sagte dann in wohlgeformten Worten: »Ich war zu Hause.«

Die zu der Zeit kurz nach den Anschlägen beliebte Frage, was man zum Zeitpunkt der Kollisionen gemacht habe, wo man gewesen sei, als man davon erfuhr, in welcher Verfassung man die ersten Bilder im Fernsehen gesehen habe, ob man etwa den zweiten Crash live habe verfolgen können, war also auch bis nach Ostwestfalen gedrungen. Aber offenbar, wie alles andere auch, mit Verzögerung, wenn die Antwort in der Hauptstadt schon nur noch Langweile provozierte. Aber nicht deshalb konnte ich den ausführlichen Schilderungen der ehemaligen Nachbarin meiner Eltern, die sich erwartungsgemäß anschlossen, zunächst nicht folgen. Plötzlich war ich wieder genauso matt, wie ich mich gefühlt hatte, als ich in Berlin losgefahren war.

Es war mir bis dahin nur einmal passiert, dass ich so direkt und unmittelbar auf meine Erinnerung angesprochen worden war, dass ich nicht ausweichen konnte. Es war bei einer Veranstaltung in Kiel gewesen, zwei Wochen nach der *Stunde Null*, zu der ich von der dortigen Universität aufgrund meines im Herbst fünf Jahre zuvor erschienenen Romans zur Lesung eingeladen worden war, worüber ich mich – anders als es noch wenige Wochen zuvor, vor dem Tod meiner Eltern, der Scheidung und meinem Zusammenbruch, der Fall gewesen wäre – ehrlich gefreut hatte.

Beim anschließenden Abendessen saß mir eine junge Studentin gegenüber. Es entstand eine Gesprächspause, die den ganzen Tisch miteinbezog, wie es nach Diskussionen unter Fremden oft passiert und es schien angemessen, da

gab ich der Studentin insgeheim Recht, das Thema auf etwas seichterem Terrain zu lenken. Sie fragte mich also, *wo ich gewesen sei* – und ich antwortete mit einer Lüge. Ich log sogar äußerst schlecht und peinlich. Ich sagte, dass ich krank gewesen sei und von den Ereignissen im Fernsehen erfahren hätte. Ich log und wurde sogar rot dabei, weil ich in Wahrheit erst zwei Tage später von dem Angriff auf die Vereinigten Staaten von Amerika erfahren hatte, und zwar von meiner Ex-Frau am Telefon. Ich hatte etwas von »Länger nicht den Fernseher angehabt« gestammelt, dann hatte ich angefangen zu weinen, das erste Mal seit der Trennung, seit dem Ende unserer Beziehung vor beinahe einem Jahr.

Viel zu spät, unentschuldig spät, war ich in Kenntnis gesetzt gewesen, die Nachrichten hatte ich eine unentschuldig lange Zeit nicht verfolgt. Seit der offiziellen Scheidung, die gerade eine Woche zurücklag, hatte ich die Wohnung nicht mehr verlassen, und die damit verbundene Scham überwog jede andere Gefühlsregung zu den Ereignissen selbst. Statt also an die Opfer zu denken, die Playstation aus- und den Fernseher anzuschalten und die obszön kleinen Körper zu sehen, die aus den brennenden Hochhäusern gesprungen waren, statt an Weltpolitik, Weltreligionen und die Folgen für die westlichen Gesellschaften zu denken, dachte ich an mein eigenes Leid, die mich übermannende Größe dieses Leids, das mich so außer Gefecht gesetzt hatte, dass ich nicht einmal mehr dem geringsten Anspruch an mich selbst, dessen ich mir bis dahin vielleicht nicht einmal bewusst gewesen war, gerecht werden konnte. Das Verpassen dieses Jahrhundertereignisses war wie ein Spiegel für mich, in dem ich sah, wie es um mich bestellt war. Der Schmerz, den die Scheidung von meiner langjährigen Partnerin für

mich bedeutete, löste sich von meiner Empfindung, und ich konnte ihn und mich objektiv sehen. Noch markerschütternder als die Erkenntnis um meine Verwehrlosung aber war eine weitaus schlimmere Einsicht: dass ich es nicht mehr aushielt. Meine gewählte Kleidung, meine Distinguiertheit und meine Dekadenz, in der sich der Nihilismus meiner ästhetischen Haltung ausgedrückt hatte, wurden mir in diesem Moment mit der Wucht einer kleinbürgerlichen Wahrheit als Lüge bewusst.

Im Restaurant an der Promenade von Laboe, dorthin war man nach der Veranstaltung gefahren, schien es mir, als müsste es der Studentin, wie allen anderen auch, nun genauso möglich sein wie mir vor ein paar Wochen, dasselbe Bild meiner selbst, das ich und auch Martina, meine Ex-Frau, gesehen hatten, in meiner Antwort wiederzuerkennen. Obwohl ihr Gesicht freundlich, ja, ein wenig zu beflissen blieb, während sie mir ihre eigene Erinnerung an die Ereignisse schilderte, stürzte mein fragiles Lebenskonstrukt beim Blick auf ihre sich bewegenden Lippen ein, kaum hatte ich es wieder aufgebaut. Dass ich mich auf den Aufenthalt in Kiel gefreut hatte, dass ich ihn als Chance gesehen hatte, ins gesellschaftliche Leben einerseits zurückzukehren und andererseits diese Rückkehr als Sprungbrett für eine viel essentiellere Rückkehr zu nutzen, nämlich die an meinen Schreibtisch, dass ich es für möglich gehalten hatte, hinter meine Erkenntnis zurückzutreten und weiterzumachen wie bisher, dass ich mich rasiert und mir ein neues Comme des Garçons-Hemd gekauft hatte, brach wie ein Kartenhaus über mir zusammen. Nur wenige Tage später entschloss ich mich, alles hinter mir zu lassen und aufs Land zu ziehen.